

Literaturhinweise:

S. Salfeld, Das Hohelied Salomos bei den jüdischen Erklärern des Mittelalters. Magazin f. d. Wissensch. d. Judentums 5, 1878, S. 110–178; 6, 1879, S. 20–48. 129–209; W. Riedel, Die Auslegung des Hohenliedes in der jüdi-

schen Gemeinde und der griechischen Kirche, 1898; P. Villaud, Le Cantique des Cantiques d'après la tradition juive, 1925; J. Bonsirven, Exégèse allégorique chez les rabbins Tannaïtes. Recherches de science religieuse 24, 1934, S. 35–46.

6 Jüdisch-christlicher Dialog in Santiago de Chile

Ansprache von Rabbiner E. J. Loewenstein

auf der Diözesan-Synode in Santiago de Chile am 12. September 1967

Kardinal Raul Silva Henriquez, Bischof der Provinz von Santiago de Chile, hatte in der Zeit vom 8. bis 18. September 1967 eine Synode einberufen. Diese Synode hat auch das Thema über die Beziehung der Kirche zu den Juden behandelt (s. u. S. 118). Wie Weihbischof Fernando Ariztia Ruiz sagte, wollte diese Synode auch fördern, „was uns mit den Brüdern der christlichen Kirchen und der Jüdischen Gemeinde verbinden kann, um so mit ihnen den offenen Dialog fortzusetzen, den wir in Brüderlichkeit und Ehrfurcht begonnen haben“. Als Beobachter waren unter anderem eingeladen: Rabbiner Egon Israel Loewenstein, Rabbiner Manfred Lubliner und der Generalsekretär der Dachorganisation des Chilenischen Jischuws, Robert Levy. Rabbiner Loewenstein, der Rabbiner der Sociedad Cultural Israelita B'ne Israel, der Gemeinde der aus Mitteleuropa eingewanderten Juden, hielt die folgende Ansprache:

Mich bewegen, während ich vor Ihnen stehe, zweitausend Jahre Erinnerungen, die in ihrer Mehrheit für das Volk Israel schmerzlich sind. Ich finde kaum Worte, um die Gefühle zum Ausdruck zu bringen, die mich in diesem Moment bewegen. Ich kann nur den Herrn des Universums bitten – den Gott, an den Sie und wir unsere Gebete richten – mit den Worten, die sich in unserem Gebetbuch finden: „Gott, öffne meine Lippen und laß meinen Mund verkünden Deinen Ruhm.“ Ich hoffe, mich so auszudrücken, daß meine Worte nicht irrig gedeutet werden können.

Ich stehe in diesem Augenblick vor Ihnen, um allen, die bereit sind, uns zu hören, darzutun, daß wir keine Hand zurückweisen, die sich uns zu friedlichem Zusammenleben entgegenstreckt. Ich danke Ihnen für den warmen Empfang, den Sie gestern dem Vertreter des jüdischen Volkes entboten haben. Ich bin mir der ungeheuren Verantwortung bewußt, die ich in diesem Augenblick trage, der einen weitgehenden Dialog in unserer lieben chilenischen Republik beginnt. Die Tatsache, daß Sie mich eingeladen haben, um an Sie das Wort eines Rabbiners der jüdischen Gemeinschaft dieses Landes zu richten, das in seiner Mehrheit eine katholische Bevölkerung hat, ist ein Beweis für den Geist der Brüderlichkeit, der Sie in Ihren Beratungen bewegt. Daß mir 15 Minuten gewährt wurden, bedeutet für mich, daß ich verpflichtet bin, mich über die Beziehungen auszusprechen, die zwischen uns herrschen sollen. In dieser Stunde ist die geeignete Antwort das Zitat eines alten jüdischen Segenspruches: „Gesegnet seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Universums, der uns leben ließ, uns bestehen ließ und uns diesen Tag erreichen ließ.“

Ich gedenke in diesem Augenblick des hervorragenden Beispiels, das Seine Eminenz Kardinal Raul Silva Henri-

quez vor aller Welt gegeben hat, als er seine Rede in unserer Synagoge hielt¹. Sein Beispiel, im Geiste Papst Johannes XXIII. stärkte uns in unserer christlich-jüdischen Arbeit während der letzten Jahre. Dabei haben wir Freunde gefunden, von deren Aufrichtigkeit wir überzeugt sind. Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen allen zu danken, vor allem Monsignor *Joaquin Fuenzalida*, Monsignor *Gabriel Larrain*, Padre *Daniel Iglesias*, Padre *Antonio Moreno* und besonders Padre *Jean Marie Robert*, der mit großer Begeisterung, beseelt von dem Willen zur Verständigung und unter Zeitopfern den ausführlichen Bericht der ökumenischen Abteilung und Ihrer Kommission für die Beziehungen zu den Juden vorbereitet hat. Schließlich will ich dem Padre *Caprille*, dem geistigen Urheber der jüdisch-christlichen Zusammenarbeit in Chile, und dem Sekretär des Weltverbandes in Mailand danken. Sie alle, zusammen mit den Vertretern der protestantischen Kirchen und viele andere, erlaube ich mir, als unsere wirklichen Freunde zu betrachten. Sie haben uns geholfen, die Schranken abzubauen, die uns durch Jahrhunderte getrennt haben. Niemals vorher in der Geschichte haben Juden und Christen einander wirklich als Brüder gegenübergestanden, jeder sich mit seiner Lebensberechtigung, seiner Eigenart bewußt, mit dem Respekt vor der Gewissensfreiheit des anderen. Die großen theologischen Begegnungen waren in Wirklichkeit Monologe, die zum Ziel hatten, die Minderheitsreligion zur Mehrheitsreligion zu bekehren. Zum ersten Mal können wir aufrichtig miteinander sprechen, ohne Angst, weil wir fühlen, die Stunde ist gekommen, das Beispiel friedlichen Zusammenlebens zu geben und so den Weg vorzubereiten für das wahre Reich Gottes (das wir *Malchut Schadai* nennen), das sowohl Sie als auch wir – jeder auf seine Weise – erwarten.

In der Vergangenheit war die jüdisch-christliche Begegnung oft mit Gefahr und Gewaltanwendung verbunden. Dies brachte Rabbiner *Leo Baeck* in seinem Buch „Das Wesen des Judentums“ zum Ausdruck: „Es ist ein Stolz des Judentums, daß Idee und Forderung des Märtyrertums von ihm geschaffen worden sind. Von ihm ist es ausgegangen, daß Menschen gelernt haben, im Innersten um die Zugehörigkeit zu dem Einen zu wissen... Das Entscheidende ist doch immer der Wille gewesen, der in diesem Menschen lebte, der Wille zum Martyrium, der

¹ Vgl. FR XVIII, 65/68, S. 87 ff.

Wille, zu Ende zu handeln und nicht nur zu Ende zu denken . . . Diese Kraft erst ist Judentum . . .“¹

Und – warum soll ich es nicht sagen – Sie befinden sich in der starken Position, Vorhut eines großen Heeres zu sein, das in vielen Ländern dieser Erde noch nicht im gleichen Schritt mit Ihnen marschiert. Darum beglückwünsche ich Sie, daß Sie in Ihrem Wunsch, die Beziehungen zu klären, die zwischen der Kirche und der Welt herrschen sollen, auch das Problem der Beziehungen zu den Juden eingeschlossen haben.

Vergangenen Shabbat haben wir in den Synagogen der Welt ein Wort unseres Propheten Isaias gelesen (51, 16): „Ich lege meine Worte in deinen Mund, und im Schatten meiner Hand behüte ich dich, um den Himmel zu pflanzen und die Erde zu gründen und zu Zion zu sagen: „Mein Volk bist du.“

Drei große Verpflichtungen legt uns der Prophet auf. Auf dieser verweltlichten und materialistischen Erde den Himmel zu pflanzen, ist eine übermenschliche Aufgabe. Der Himmel wird mit einem Samen verglichen, der, wenn er wächst, zu einem Baum wird, der Früchte trägt. Pflanzen wir den Himmel in die Seelen der Menschen, lehren wir sie Toleranz, gegenseitiges Verständnis und Nächstenliebe, denn wir sind alle Kinder des gleichen Gottes und zu seinem Ebenbilde geschaffen! Vermeiden wir jegliche Predigt, die Abneigung gegen irgendeine Gruppe, ein Volk, eine Nation oder Religion hervorruft. Wir dürfen nicht erlauben, daß im Unterricht unserer Kinder – klein und groß – das Gift des Hasses aus irgendeinem Grund, sei es theologisch oder historisch, eingefloßt wird, so wie es im Dekret des Konzils „Nostra Aetate“ ausgesprochen wird. Ich kenne den religiösen Unterrichtstext nicht, den Sie in Ihren Unterrichtsstätten benutzen. Aber falls darin noch immer etwas enthalten wäre, das nicht in Übereinstimmung mit den Dekreten des Konzils ist, erwarte ich, daß Sie Wege finden werden, um die Texte zu ändern, den Himmel in die Herzen Ihrer Schüler zu pflanzen.

Die zweite schwere Aufgabe besteht nach Isaias darin, die Erde zu gründen. Wir leben in einer Zeit, die ihre Worte zu verkleiden weiß. Suchen wir eine gemeinsame Sprache des gegenseitigen Verständnisses, der Klarheit, welche die Möglichkeit eines Mißverständnisses ausschließt. Gründen wir zusammen eine menschliche Gesellschaft, die sich auf der Lehre des Guten, dem Dienst am Nächsten und der Nächstenliebe aufbaut, denn nach einem alten Wort unserer Weisen sind Unterricht, Dienst und Nächstenliebe die Säulen dieser Erde. Wir Juden wissen, daß das Wort „Dienst“ Liebe und Gerechtigkeit einschließt. Wir wollen mit allen unseren Kräften mitarbeiten, zu dem Ziel, diese Erde auf der Grundlage dieser Prinzipien des friedlichen menschlichen Zusammenlebens aufzubauen.

Die dritte Aufgabe ist, zu sprechen: „Mein Volk bist du.“ Wir, Israel, haben Jahrhunderte gelebt, um als Zeugen Gottes zu dienen unter den Völkern der Erde. Sie, nach dem Römerbrief, Kapitel 11, haben teil an der Wurzel und an dem Öl der Oliven. Es ist kein Zufall, daß niemand als Christ geboren wird: „Christianus fit, non nascitur.“ Jude ist man von Geburt. Aber Sie gehen von Ihrem Glauben an die Aktualität des gekommenen Christus aus, und wir schöpfen aus unserer skeptischen Haltung Kraft, die tätig die künftige Erlösung erwartet. Aber uns eint, so hoffe ich, die echte Hoffnung, uns begegnen zu können und einer zum anderen zu sagen: „Mein Volk bist du.“

Ich hoffe in allem Ernst, daß Sie, als Leiter religiöser und weltlicher Einrichtungen, die Wege studieren, um „Das neue Herz und den neuen Geist“ zu säen, den viele für eine bessere Welt erhoffen, nicht morgen, sondern heute. Man kann nicht sofortige Resultate erwarten. Viele Jahrhunderte der Schmerzen und der Entfremdung verhindern, daß alle Schranken sofort verschwinden. Es gibt unter uns Befürchtungen – ich sage dies, um neuen Mißverständnissen vorzubeugen –, daß nicht überall die Bereitschaft besteht, Israels Existenzberechtigung anzuerkennen, und daß die Bemühungen, zur Brüderlichkeit zu gelangen, das gleiche wie früher bedeuten, nur mit anderen Worten. Nur wenn wir überzeugt sind, daß Gott uns beide braucht, Sie, die an den glauben, der gekommen ist und den Menschen erlöst hat, und uns, die wir weiter sein Kommen erwarten, werden wir die Voraussetzung für einen wirklichen Dialog schaffen.

Erlauben Sie mir, meine Worte mit einem Vers aus dem biblischen Buch der Sprüche Salomos 3, 6 zu beenden: „In allen Seinen Wegen sollst du Ihn erkennen – Gott.“ Lernen wir, den himmlischen Vater in allen seinen Wegen zu erkennen, die oftmals unerklärlich sind für den menschlichen Verstand. Aber das Wort, das die hebräische Sprache für Erkennen gebraucht, hat einen doppelten Sinn. „Jadoo“ bedeutet erkennen und wissen, aber auch lieben, in persönliche Beziehung treten. Dieser Doppelsinn des Wortes weist uns den einzig möglichen Weg, um zu einem gegenseitigen Verständnis zu kommen. Wir müssen uns kennenlernen, einer den anderen, um zum Verständnis des „gemeinsamen Stammes“ zu gelangen.

Kürzlich las ich einige charakteristische Worte des katholischen Bischofs von Tanganjika in Ostafrika, Blomjous, die die Spannung zwischen dem neuen ökumenischen Konzept und dem traditionellen Begriff der Predigt des Evangeliums behandeln. Die Wiedergabe lautet:

„Wir sind gewöhnt zu glauben, daß die Kirche in die Welt geschickt wurde, um den Anschluß aller Menschen an Christus zu erreichen, und daß die Kräfte der Mission dazu bestimmt sind, um alle Menschen zu bekehren und als Brüder in derselben Kirche zu leben. Während wir uns Rechenschaft darüber geben, daß dieses Ziel in unserem Leben nicht erreicht worden ist, fühlen wir, daß wir durch unsere Bemühungen der Mission die Ankunft dieses Tages beschleunigen.“

Heute sehen wir uns jedoch der Wirklichkeit gegenübergestellt. Der Pluralismus und vor allem der religiöse Pluralismus sind in den größten Teilen der Welt verbreitet, und die Kräfte der Geschichte verwandeln ihn in ein allgemeines Phänomen . . .

Die Entfernungen auf der Erde vermindern sich jeden Tag, und wir können daher nicht mehr von einem einheitlichen christlichen Bereich oder einem christlichen Land in dem Sinne sprechen, daß die christliche Kirche und die nationale Kultur identisch sind.

Es scheint, daß der religiöse Pluralismus Teil des göttlichen Planes ist. Können wir immer noch behaupten, daß Gott seine Kirche in die Welt geschickt hat, um alle Menschen in der Einheit des Glaubens zu vereinen? Wir sind verpflichtet, uns ernsthaft die Frage zu stellen: Welches ist die theologische Bedeutung des religiösen Pluralismus? Was will uns Gott durch die Vielfalt der Religionen sagen?“

Indem wir anerkennen, daß ein jeder von uns einen Schritt auf dem göttlichen Weg zur vollständigen Er-

¹ In: Das Wesen des Judentums. Köln 6 1960. S. 192.

lösung der Menschheit darstellt, können wir als Zeugen des einzigen Gottes dienen, der der Vater aller Menschen ist.

Gestern hörte ich von dieser Stelle die Worte, daß wir eine klare Sprache führen müßten. In aller Bescheidenheit hoffe ich, zur Klärung einiger Begriffe beigetragen zu haben. Ich bitte Sie, die Kürze der Zeit zu berücksichtigen,

die ich zur Vorbereitung dieser Worte zur Verfügung hatte; gestern wurde ich damit beauftragt.

Ich schließe diese Beobachtungen mit den Worten, die am Ende der Lektüre eines Buches der Thora in der Synagoge gesprochen werden: ‚Chasak, chasak wenitchasek‘ – ‚Sei stark, sei stark, und wir werden gestärkt sein‘ – ein jeder auf dem Wege, die zur Einheit der Kräfte führt.

7 Poena aut satisfactio

Zur akademischen Ehrung von Rechtsanwalt Dr. jur. h. c. Otto Küster, Stuttgart

Von Rechtsanwalt Dr. Walter Schwarz, Berlin¹

I. ... Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart, ist von der Juristischen Fakultät der Universität Tübingen am 10. 5. 1967 durch die Verleihung der Würde eines Dr. jur. honoris causa ausgezeichnet worden. Die Verleihungsurkunde begründet diesen Akt mit den Worten:

QUI OFFICIUM PRAESTANS MUNUS SUUM OPTIME TUENS ENIXUS EST, UT FAS ET IUS RESTITUANTUR ET INFANDUM SCELUS RESTITUTIO SEQUATUR
„NE INORDINATUM PRAETERITUM DIMITTATUR.“

Wir wagen eine Übersetzung dieses Inhalts:

*Der sich mit größtem Erfolg bemüht hat, in seinem Amt die sich selbst gesetzte Aufgabe zu erfüllen, Recht und Gerechtigkeit wiederherzustellen und dem ungeheuerlichen Frevel die Wiedergutmachung folgen zu lassen
„damit nicht das Vergangene, ohne in Ordnung gebracht worden zu sein, entschwinde“.*

Die in Anführungszeichen gesetzten vier Worte des lateinischen Textes sind ein Zitat aus einem Werk des Kirchenlehrers Anselm von Canterbury, aus dem Küster wiederholt zitiert hat.

Die Rede Küsters vor dem Akademischen Senat in Tübingen wird in Kürze in der Sammlung „Recht und Staat“ im Verlag J. C. B. Mohr erscheinen.

Daß die deutschen Rechtslehrer von dem historischen Vorgang der Wiedergutmachung so gut wie keine Kenntnis genommen und sich an der gewaltigen Gedankenarbeit, mit der dieses Rechtsgebäude errichtet wurde, kaum beteiligt haben, mußten wir im Jubiläumsheft² S. 578 bedauernd feststellen. Um so freudiger nehmen wir davon Kenntnis, daß einer der frühesten und verdientesten Vorkämpfer der Wiedergutmachung für die von ihm durch Jahrzehnte hindurch geleistete, aus der deutschen Rechtsgeschichte nicht hinwegzudenkende öffentliche Arbeit akademisch geehrt worden ist.

Wir glauben, daß es dem Anlaß entspricht, wenn wir – mit der freundlichen Genehmigung des Verlages und der Schriftleitung der Juristenzeitung – im folgenden einige Abschnitte aus einem Aufsatz Küsters abdrucken, der anlässlich der Veröffentlichung des Israelvertrages im Bun-

desgesetzblatt³ geschrieben wurde. Küster hatte am Zustandekommen dieses Vertrages entscheidend mitgewirkt. Er untersucht in seinem Aufsatz dessen Rechtscharakter.

Rechtsanwalt Dr. Walter Schwarz, Berlin

II. Aus „Poena aut satisfactio“, von Otto Küster, JZ 54, 1 ff.:

2. „... Wohin gehört das, im vollständigen System des Rechts? Es ist in der modernen Rechtsentwicklung ein Rechtsgedanke erstaunlich in den Hintergrund getreten, der die alten Rechtsordnungen, insbesondere des germanischen Abendlandes, mächtig und lebendig durchwaltet hatte: der Gedanke der Genugtuung. Verdrängt wurde er von den beiden rationalen Rechtsinstituten der Strafe und des Schadensersatzes. Wer heute etwas begangen hat, muß dem Geschädigten den Schaden ersetzen; dem Geschädigten, niemandem sonst; genau den Schaden, nicht mehr noch weniger noch etwas anderes. Hat er sich dabei so gegen die Rechtsordnung vergangen, daß dieser Frevel als solcher noch der Sühne bedarf, so hat er überdies Strafe zu erdulden. Zu erdulden: Das moderne Recht kennt keine Möglichkeit, aus der die Strafe erwartenden Passivität herauszugelangen zu eigenem sühnenden Handeln. Reue und Einsicht und der Wille, spontan zu sühnen, mögen noch so groß sein; es gibt keine zuvorkommende aktive Sühne, es gibt nur das Erwarten und Erdulden der Strafe. Mit anderen Worten: es gibt nicht mehr die Genugtuung. Für unsere Vorfahren wäre dies unerträglich gewesen; jäh und hochgemut wie ihr führendes Menschenbild war, entsprach ihm ein weiter Bereich unbesonnenen Handelns, für das nach geschehener und bereuter Tat Genugtuung zu leisten und anzunehmen war.

Nicht die regierenden Verbrecher, wohl aber das deutsche Volk kann sagen, es habe in Unbesonnenheit, im Taumel gehandelt und zugeesehen, als das Grauenhafte geschah. Es bitte, zur Genugtuung zugelassen zu werden. Die Sprecher des Volkes Israel haben die Hand zur Genugtuung geboten. Deutschland hat sich, mit Recht, beeilt, sie anzunehmen.

3. Genugtuung ist nicht Schadensersatz und umfaßt auch nicht Schadensersatz. Sie setzt vielmehr voraus, daß der Schaden ersetzt ist. Sie ist auch nicht Schmerzensgeld. Sie zielt, wie die Strafe, unmittelbar auf den Ausgleich des Frevels an der Rechtsordnung. (Daß ein anderer „Genugtuung empfindet“, wie er zuvor den Rechtsfrevel empfand, erweist sich, sobald die Welt des Sinnes nicht mehr

¹ Dieser Beitrag ist entnommen der ‚Rechtsprechung zum Wiedergutmachungsrecht‘ (RzW, 18/10), Oktober 1967. S. 436–438. Er wurde von Dr. Walter Schwarz zur Verfügung gestellt.

² Jubiläums-Sonderheft aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der RzW in ihrer gegenwärtigen Gestalt. S. 578–612 [Anm. d. Red. d. FR].

³ II, Nr. 5 v. 21. 3. 1953.